Zur Ortsnamenforschung

Autor(en): **Hotzenköcherle, R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): **- (1929)**

Heft 5

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-396563

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Chur Mai 1929 Nr. 5

BÜNDNERISCHES
MONATSBLATT
ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT JEDEN MONAT

Zur Ortsnamenforschung.

Von Rud. Hotzenköcherle, Zürich.

Allgemeines.

Die Sprachwissenschaft befindet sich hier in einer Art Zwickmühle: auf der einen Seite interessierten gerade die Ortsnamen früh und ausgiebig auch den Laien und gaben der Wissenschaft den Reiz des unmittelbar Wissenswerten und der naheliegenden Nützlichkeit; die Versuchung, mit glatten Auskünften, Augenblickslösungen gleich bei der Hand zu sein, war hier von jeher groß. Auf der andern Seite hat aber gerade hier die schärfer zusehende Sprachforschung unter einer oft glatten Oberfläche unzählige Klippen und Schründe aufgedeckt. Dieser Umstand hat zu folgendem *Hauptgebot der Ortsnamenforschung* geführt: „Das Wichtigste ist, nie auf den ersten Blick hin und auf Grund der heutigen Form ein Urteil zu fällen.“[1] Sogar auf die Gefahr hin, den Laien durch übermäßige Skepsis und Zurückhaltung zu enttäuschen, wird der Sprachforscher die häufige Frage nach der Bedeutung eines Namens nur nach der sorgfältigsten Prüfung beantworten und meist darauf verzichten, auf der Stelle Auskunft zu geben.

[1] Solmsen, Indogermanische Eigennamen als Spiegel der Kulturgeschichte.

Die Schwierigkeiten sind sachlicher und sprachlicher Natur; sie sind einerseits in Veränderungen des betreffenden Namens selbst oder seiner Beziehungen zur Sprache überhaupt, auf der andern Seite in Veränderungen des Ortes begründet. Wie das gemeint ist, soll hier eben an schweizerischen und namentlich an bündnerischen Beispielen veranschaulicht werden; vorher müssen jedoch noch einige allgemeinere Gesichtspunkte zur Sprache kommen.

1. Was verstehen wir unter „Ortsnamen"? Unter diesen etwas mißverständlichen Begriff fallen nicht nur bewohnte Orte, wie Dörfer und Städte (also Ortsnamen im eigentlichen Sinn = Ortschaftsnamen), sondern auch isolierte Siedlungen und die unbewohnten Örtlichkeiten, sofern sie Namen tragen, seien sie nun natürlicher Art, wie Berge, Flüsse, Landschaften, oder erst durch menschliche Arbeit geschaffen oder verändert, wie Rodungen, Äcker, Bergwerke: zu den Ortsnamen im engern Sinn treten also die Flurnamen, wenn wir allgemein von „Ortsnamenforschung" reden.

2. Wonach werden Ortsnamen gegeben? Hier seien von vielen Möglichkeiten die wichtigsten angedeutet. Außer den Fällen, wo der Name im allgemeinen einfachen Gattungsbegriff besteht, haben wir die stärker besetzte Klasse, wo dieser allgemeine Gattungsname irgendwie näher bestimmt ist. Jene einfachen appellativen Ortsnamen sind namentlich im engern, abgeschlosseneren Umkreis gebräuchlich: so nennt man den *Heinzenberg* in seiner nächsten Umgebung bloß *Muntogna*, *Der Berg;* wie viele Gewässer heißen ähnlich kurzerhand *Der Bach*, *Das Wasser*, und wie oft gehen die nächsten Umwohner von Chur einfach „*in die Stadt*", die am Churwalder Berg „*ins Land*" (statt *ins Dorf hinunter)*, wie in der Davoser Landschaft „*an den Platz*"! Sowie aber der Gesichtskreis weiter wird, muß *Der Bach*, *Der Berg*, *Die Stadt* näher bestimmt werden: man sagt schärfer *Das Landwasser*, oder (bei Scanfs) *Ova da Susauna*, *Das Weißhorn;* man unterscheidet genau den *Schmelzboden*, *Hitzen Boden*, *Mäschen (= Martins) Boden; Rüti* und *Litzirüti*, usw. Gar mancher Art sind die Mittel, eine zu allgemeine Benamsung schärfer zu umreißen: einmal geben *natürliche Verhältnisse* einen Anhaltspunkt, Bodengestalt und -beschaffenheit, Farbe, Pflanzen: *uf am chachlagstell* heißt es hinten im Sertig; die vielen Lawinenzüge

werden differenzierend genannt: *dar gablazug*, *dar chrumm zug*, *s töuf zügji*, *s heel zügji*. Ein Wald wird als Birkenwald genauer benannt: *roburetum* > *Rovereto*, *Roveredo;* die vielen Weißhörner, Rothörner, Schwarzhörner sind selbst schon wieder näherer Bestimmung bedürftig geworden, so daß man vom *Aroser Weißhorn*, vom *Parpaner Rothorn* reden muß. Zahlreiche Bestimmungsmöglichkeiten liegen von jeher in *Kulturverhältnissen:* daher die vielen Ortsnamen mit *-kirch;* eine Siedlung entsteht *bim Chloster*, *bim Frauachilchli*, *beim monasterium (>Monstein; Münster!);* ein *Erzberg*, ein *Schmelzboden* hängt mit einer nun fast ganz vergessenen Industrie zusammen; die vielen *-rüti*, *-schwendi*, *-sang* in der ganzen Schweiz erinnern noch an die schwere Arbeit der Bodengewinnung aus Wäldern (reuten, schwenden = schwinden machen, sengen). So sind Gründer, Besitzer, Bewohner, Schutzheilige in Ortsnamen aufgehoben: (die Stadt zu) *St. Gallen*, *Feldis* rom. *Feulden* (St. Hippolytus)[2], *Hitzen Boden*, die vielen Sippennamen auf *-ingen*, *-ikon (= inghoven).* Besondere Beachtung, wenn auch mehr negative (d. h. Vorsicht) verdienen die Ortsnamen mit *anekdotischer* Grundlage: *Bärental* (Davos) braucht nicht allgemein auf häufiges oder spätes Vorkommen von Bären zurückgeleitet werden, sondern kann sich auf ein einmaliges Ereignis, z. B. ein Jagdabenteuer, beziehen — als der Ort, wo ein bestimmter Bär geschossen wurde; dahin gehört ja die alte Erklärung von Davos[3], die den Namen auf einen (bestimmten, einmaligen) Ausspruch von Jägern zurückführen wollte; der *pont de Mimi*, wie eine fröhliche Feriengesellschaft einmal eine Brücke im Wallis taufte, verdankte seinen (allerdings ephemeren) Namen einer galanten Begegnung.

Nachdem nun eine schwache Vorstellung von den vielen Fäden, die hier zusammenlaufen, gegeben ist, werden vielleicht die Schwierigkeiten, mit denen die Ortsnamenforschung zu kämpfen hat, schon nicht mehr so ganz beziehungslos erscheinen. Wenn auf den hier folgenden Blättern die sprachliche Seite in den Vordergrund gestellt wird, so hat das seinen guten Grund teils in der

---

[2] R. v. Planta in „Zeitschr. f. Ortsnamenforschung" I 54.

[3] Bündn. Monatsbl. 1924 IV. [„Jäger des Freiherrn von Vaz, die um 1250 in der Gegend des heutigen Davos jagten, antworteten auf die Frage, woher die schöne Jagdbeute: sie hätten das Jagdglück davos, dort hinten, gehabt."]

Studienrichtung des Verfassers, teils in dem Umstand, daß die sachliche Seite eine vorwiegend historische und als solche gerade den Lesern des Bündner. Monatsblattes genügend vertraut ist; an sich ist sie ebenso wichtig.

Die sprachlichen Schwierigkeiten.

Sie können unter einen großen Begriff gebracht werden, aus dem sich fast alle Einzelfälle ableiten lassen: denjenigen der *Entwicklung vom Organischen zum Unorganischen*, vom Beziehungsreichen zum Beziehungsarmen und Beziehungslosen. Schon die schematische Betrachtung der Frage, wonach Ortsnamen gegeben werden, hat gezeigt, wie ergiebig der appellative Sprachschatz herangezogen wird, sei es direkt zur einfachen gattungshaften Bezeichnung *(Muntogna = Der Berg)*, sei es zu differenzierterer Benamsung *(Erzberg, Bärental, Litzirüti)*. Diese im Vorübergehen gewonnene Erfahrung kann zu dem allgemeinen Satz erweitert werden: Jeder Ortsname hatte ursprünglich appellative, d. h. lebendig bezeichnende Bedeutung; er wurde ursprünglich ohne weiteres von den Angehörigen der betreffenden Sprachgemeinschaft „verstanden", mit dem übrigen Sprach- und Vorstellungsstoff in lebendige Verbindung gebracht. Die Entwicklung war nun allgemein die, daß diese ursprünglich für alle Fälle anzunehmende Möglichkeit der Erklärung aus dem lebendigen Sprachschatz sich verkleinerte, in manchen Punkten schließlich ganz verloren ging. Wie nun dieses *Herausfallen aus dem lebendigen Sprachzusammenhang* im einzelnen sich zutrug, sollen im folgenden passende Beispiele von Fall zu Fall anschaulich machen; wenn um äußerer Übersichtlichkeit willen die einzelnen Fälle scharf auseinandergehalten werden, so darf man doch ja nicht übersehen, daß die Wirklichkeit viel komplexer ist und alle möglichen Kombinationen und Verwicklungen begünstigt.

1. Das Appellativum ist als solches untergegangen. Jedem Flurnamensammler ist es begegnet, daß ein Name je nach den Gewährsleuten verschieden aussieht, ja daß ein und derselbe Gewährsmann, auf das Auseinandergehen aufmerksam gemacht, sich verliert und schließlich zugibt: ja, man kann so und anders sagen. So traf es sich, daß mir letzten Sommer bei Frauenkirch der Name der Wiesenmulde, die sich ungefähr zwischen dem Kirchlein und dem Suzibach befindet, in

nicht weniger als drei Formen geboten wurde: *Sibelmatte* und *Sibermatte* hört man von den Einheimischen, *Silbermatte* wagen, wenn auch mit einigem schlechten Gewissen und daher zögernd, Ortsfremde hin und wieder. Wie sich da zurechtfinden? Vor allem ist die letzte Form, *Silbermatte*, auszuschließen: sie liegt den Einheimischen fern und ist auch wohl kaum belegt. Damit sind zwei entscheidende Gründe gegen diese Form gegeben; denn man wird doch in den allermeisten Fällen von der lokalen Form ausgehen und die älteren Formen ein gewichtiges Wort mitsprechen lassen müssen. Die einzige Stelle aus dem älteren Schrifttum, die mir darüber vorliegt, lautet: „Thöni in der Sibelen matten" (im Davoser Spendbuch von 1562[4]). Diese Form, mit ihrer getrennten Schreibung und der regelrechten Beugung beider Bestandteile, steht dem appellativen Sprachgebrauch noch viel näher als das heutige *Sibelmatte*, das auch gebeugt so bleibt und fast die ganze Akzentstärke auf den ersten Teil legt; sie läßt sich ohne halsbrecherische Künste in Verbindung bringen mit dem noch mittelhochdeutsch lebendigen *sinewel*, *sinwel*, *simbel*, das *rund* bedeutet: wir hätten also neben der langen Matte *(leng Matt*[a]*)* eine runde Matte, und zwar, was beide stützt, in unmittelbarer Nachbarschaft. Eine Bestätigung der angeführten Deutung liegt vor in den Valsischen ON (Fln) *bim sivilen Stein* (auch: *sibilen Stein)* — besonders aber in dem Namen: *bim sibellen Chugel*, wofür es jetzt auch heißt *bim runden Chugel;* solche richtige Übersetzungen ins Modernere sind nicht gerade häufig; die vorliegende mag wohl damit zusammenhangen, daß das alte Wort noch ziemlich lange neben dem neueren fortbestand und verstanden wurde, wofür indirekt eine Mitteilung zeugt, die mir Herr Prof. Szadrowsky gütigst machte: „Von einer Seite behauptet, aber im allgemeinen bestritten wird, daß man auch in appellativer Verwendung sagen könnte: *er ist z' sibillen* = der (Bau-) Stein ist zu sehr länglichrund." Lautlich ist kaum etwas einzuwenden; zudem kommt die Form *sibel* schon mhd. vor; zu einer ganz sichern Deutung des Davoser Beispiels wären allerdings etwas reichlichere alte Belege erwünscht. — Gleich dieses erste Beispiel gibt eine Reihe von *methodologischen Lehren.* Vor allem zeigt das Vorkommen heute nicht mehr gebräuchlicher Wörter in Orts-

[4] Vgl. M. Szadrowsky in „Teuthonista" (Zeitschrift für deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte), IV 56.

namen, wie notwendig für den Ortsnamenforscher die Kenntnis älterer Sprachstufen ist, und zwar schon bloß dem Wortschatz nach. Aus dem Vergleich der heutigen Form mit dem alten Beleg von 1560 dürfte auch die Bedeutung klar geworden sein, welche das Studium der alten Quellen für die Erhellung heute unverständlicher Namen hat; gerade der Lokalhistoriker kann sich hier ohne sehr große Mühe ein Verdienst erwerben, indem er auf solche Ortsnamen so nebenbei ein Auge hat und sie ausschreibt. Endlich darf wohl noch darauf hingewiesen werden — wir kehren damit zum Ausgangspunkt zurück —, wie verdächtig es ist, wenn heute zwei, drei Formen durcheinandergehen: hier ist immer etwas nicht in Ordnung, man tappt im Dunkeln, sucht Anhaltspunkte und neue Verknüpfung *(Silbermatte!)*; der Ortsnamenforscher wird bei solcher Sachlage besonders aufmerksam.

Während in dem eben geschlossenen Abschnitt von vollständigem Verlust des Appellativums, von seiner gänzlichen Erstarrung dem lebendigen (gegenwärtigen) Sprachstoff gegenüber die Rede sein mußte, gibt es ebensoviele Fälle von nur teilweisem Untergang; das heißt das fragliche Appellativum kommt zwar noch vor, aber es ist lautlich entstellt, oder dem Sinn nach verändert oder auf gewisse engere Gegenden beschränkt. Auf der Grenze steht folgender Fall:

2. Der Ortsname stammt aus fremder Sprache. Man braucht in einem schweizerischen und noch dazu bündnerischen Blatt nicht des langen und breiten auszuführen, was damit gemeint ist, wimmelt doch unser ganzer Boden von solchen erratischen Blöcken, die inmitten der heutigen deutschen oder französischen Sprachlandschaft sich aufrichten. Das nächste Beispiel sind ja die unzähligen romanischen Flur- und Ortsnamen, die in unseren Walsertälern, ja bis hinunter an den Walensee, ins Glarnerland und Rheintal, und jenseits der Grenze im Montafun, an die vorangehende romanische Volks- und Sprachschicht deutlich genug erinnern. Ein so früh walserisch besiedeltes Tal wie Davos ist noch voll von derartigen Überresten: außer den Namen fast sämtlicher Ortschaften sind zahlreiche Flurnamen romanischen Ursprungs — obwohl die Flurnamen im allgemeinen ein weniger zähes Leben führen, schneller und gründlicher neue Sprachschichten widerspiegeln. Wie, nach einer anzunehmenden

mittleren Zeit ungefähr gleich starken Zusammenbestehens, allmählich mit dem Untergang der alten Sprache die alten romanischen Flur- und Ortsnamen durch die deutsche Sprache bedrängt (direkte Übersetzungen sind nicht selten!), immer mehr innerhalb der umgebenden lebendigen Sprache zu Fremdkörpern vereinzelt, miß- und schließlich gar nicht mehr verstanden wurden — das hat unlängst an Hand der urkundlichen Schreibungen und mehr noch Fehlschreibungen sehr schön Professor Pult gezeigt[5]. *Die Aufgabe des Ortsnamenforschers* ist hier, die Anteile richtig auszuscheiden, vorgeschlagene oder möglich scheinende Deutungen auf Grund der jeweils in Betracht fallenden sprachlichen Entwicklungsgesetze, die aus dem übrigen Sprachmaterial bekannt sind, nachzuprüfen, oder bessere zu suchen. Es sei hier erlaubt, wiederholend auf einige Klippen noch besonders hinzuweisen, die schon R. v. Planta in der Kontroverse über Davos mit einer Warnungstafel versehen hat. Erstens — ein Grundsatz, der ganz allgemein gilt! —: man sollte es sich immer und immer wieder vorsagen, daß *der geschriebene Buchstabe dem gesprochenen Laut nicht ebenbürtig* ist. Die ganze Herleitung von *Davos* aus *Da Vatz (Da Vaz)*, die sicher ein ingeniöser Einfall war und geprüft zu werden verdiente, wurde doch nur dadurch möglich, daß man beständig Lautliches mit Graphischem vermengte und Graphischem Lautliches unterschob; das gilt sowohl in Hinsicht auf den Schlußlaut *(-s)*, wo das Gewebe zu verwickelt ist, um hier auf beschränktem Raum als Beispiel dienen zu können, als auch für das zweite a in **Da Vaz > Davos:* eine solche Entwicklung konnte man nur annehmen, wenn man die Vokalverschiedenheit hinter der graphischen Scheineinheit *(Da Văz* wie *Davâs* lange Zeit mit dem gleichen Zeichen „a"!) übersah. Man hat auf jeden Fall die gesprochene Form zu berücksichtigen — wenn man sich auch nicht auf sie allein stützen darf. — In zweiter Linie sollte man sich über das *Verhältnis der beteiligten Sprachen* so klar als möglich sein: es geht nicht an, kunterbunt bald deutsche, bald romanische Entwicklungsgesetze spielen zu lassen, nur um zu dem erstrebten Beweise zu gelangen! So „stimmte" die Erklärung von Davos als rom. „dahinten" nur darum, weil man die Bedingungen durcheinanderwarf und gar nicht beachtete, daß die romanische Form des

[5] C. Pult, Über die sprachlichen Verhältnisse der Raetia Prima im Mittelalter, 1928.

Namens sozusagen ausnahmslos mit einem t anlautete: Tavau etc., während das fragliche romanische Wort für „dahinten" d hat. Die erste Aufgabe wäre gewesen, dieses Auseinanderklaffen des t im romanischen Ortsnamen mit dem d im angesetzten rom. Appellativum zu erklären. Statt diese romanisch unerhörte Entwicklung zu untersuchen, zu belegen durch parallele Fälle, hantierte man ohne Skepsis mit der *deutschen* Form mit dem d. Diese müßte erst noch für sich geprüft werden; auf keinen Fall darf sie in die Beweisführung der romanischen Vorgänge hineingezogen werden.

Die lang gäng und gäbe Deutung beruhte also auf nichts anderm als einem zufälligen Anklingen und konnte sich nur erhalten bei einer vollständigen Verkennung des zugrundeliegenden Verhältnisses der beiden Sprachen und der in jeder von ihnen geltenden verschiedenen Lautgesetze! Wieder erweist sich, wie schon im ersten Abschnitt, Kenntnis der sprachlichen Prinzipien im allgemeinen und der Geschichte der einzelnen Sprache im besondern als unerläßliches Rüstzeug für die Erforschung der Ortsnamen. — Von einer wichtigen Seite des Themas „Ortsnamen aus fremder Sprache", nämlich von ihrer Umgestaltung und „Verderbnis" im fremden Munde, wird in anderem Zusammenhange mehr zu sagen sein: es ist eine von jenen Komplikationen, von denen oben im Vorübergehen die Rede war. Klar ist es, daß auch diese Namen, wie die im ersten Abschnitt erwähnten, schließlich vollständig isoliert und dem einsprachigen Volke unverständlich werden — das heißt sobald die Sprache, in der sie wurzeln, von der neu darüber gelagerten verdeckt ist. Den Flurnamen *Pardurz*, dessen urkundliche Formen *Pardurz*, *Produrs* usw. für den Romanisten wohl wenig Schwierigkeiten bieten, versteht heute in Mutten niemand mehr. — Etwas weniger extrem steht es mit der nächsten Gruppe.

3. Das Appellativum ist mundartlich beschränkt. Im vorderen Kanton Glarus, am Schild, heißt eine Stelle „*in den rigenen*": das sind jene auch bei uns nicht seltenen meist schief laufenden Bänder, die sich quer durch einen Berghang ziehen (am Calanda bei Chur!). Das Wort ist für uns unverständlich, der angeführte Name eine bloße Etikette. In der Zentralschweiz aber scheint es, auch in anderer Verwendung als der angegebenen[6], noch im lebendigen Sprachgebrauch zu wur-

[6] s. Schweiz. Idiotikon VI 753/754.

zeln, allerdings meist in der Mehrzahl: *rigenen*; die Einzahl davon heißt *rigi* (weiblich, und mit kurzem i der ersten Silbe!) — und diese liegt im bekannten Bergnamen vor! Wie vereinzelt und unverstanden der Name außerhalb seines engern Umkreises ist, beweist der mit wenig Glück bekämpfte Brauch, den männlichen Artikel davor zu setzen und das i lang zu sprechen. — In ähnlicher Weise wird das Orts- und Flurnamenelement *wang* nur noch an wenigen Orten eigentlich verstanden und ist auch in diesen letzten Zufluchtswinkeln am Verknöchern: während es z. B. in Davos als Flurname noch recht kräftig lebt und auch dem Sinn nach verstanden wird (= zumeist geneigtes Wiesengelände), so ist es in den zahlreichen -wangen (<wangun, Mehrzahl!) des Unterlandes längst zum unverstandenen Relikt geworden und hat oft beträchtliche Verstümmelungen erlitten, z. B. wenn aus *Wisentwangun* (= Stierweide) mit der Zeit *Wiesendangen* geworden ist. Diese beiden Beispiele – *rigi* und *wang* – belegen die eine Art von mundartlicher Beschränkung des Appellativums: diejenige, welche *das Wort als solches* trifft. Sie führt zur selben Forderung wie der erste Abschnitt: Kenntnis des älteren Wortschatzes — sind doch zumeist diese geographischen Beschränkungen des lebendigen Gebrauches eines Worts nichts anderes als historische (zeitliche) Spuren einer früheren Sprachschicht. — Wichtiger als diese verhältnismäßig einfachen Fälle sind jene, wo *die Form des Wortes* mundartlich beschränkt ist. Ich denke an das *Turahus* in Safien hinten, an den *Wurawang* bei Monstein. Wie oft wird dieser *Wurawang* als böhmisches Dorf angestaunt, und wie oft wird dem *Turahus* das Wort *Tour* untergeschoben, als einem Haus, wo Touristen Unterkunft finden! Die Vernachlässigung der gesprochenen mda. Form gegenüber der geschriebenen Form wird wohl auch hier eine gewisse Rolle spielen — neben dem Wunsch, eine dem Ortsfremden und stellenweise auch schon der jüngern Generation unverständliche Form verständlich zu machen! Beide Namen lösen sich nur dem Kenner der betreffenden Mundart, der auf seinen Streifzügen, sei es im Gelände, sei es in alten Schriftstücken, für *Turm*, *Wurm*, *Darm*, *Arm* die Formen *Tura*, *Wura*, *Dara*, *Ara* aufgestöbert hat. Diese Fälle zeigen scharf, wie notwendig für den Ortsnamenforscher das Studium der Mundarten ist; eine Bearbeitung schweizerischer Ortsnamen, die sowohl die Schätze des Schweize-

rischen Idiotikons als die allfällig vorliegenden einschlägigen Mundartdarstellungen übersieht, ist von vornherein verurteilt, voll halber und ganzer Fehler zu sein[7].

Nachdem nun einige wichtige Fälle angedeutet sind, deren Schwierigkeit irgendwie mit dem zeitlichen oder räumlichen *Aufhören* des appellativen, lebendigen Charakters des betreffenden Wortes zusammenhängt, soll die Aufmerksamkeit auf solche Fälle gelenkt werden, die der Deutung durch ein *Anderswerden* hinderlich werden, d. h. wo Ortsname und Appellativum die ursprüngliche Einheit in Sinn oder Form verlieren und in ihrer lautlichen oder bedeutungshaften Entwicklung auseinandergehen.

4. Das Appellativum hat seinen Sinn verändert. Eine der wichtigsten Aufgaben des Ortsnamenforschers ist, sich den fraglichen Ort auf seine topographische Beschaffenheit und die übrigen Realverhältnisse hin anzusehen; er wird den sprachlichen Befund wo immer möglich durch den sachlichen prüfen: nur dann, wenn sie übereinstimmen, kann der Deutung eine gewisse Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden. Aber ganz so einfach liegen die Dinge doch nicht: entweder können die sachlichen (topographischen, kulturellen) Verhältnisse sich verändert haben — hierüber ist in anderem Zusammenhange noch einiges zu sagen —, oder die sprachliche Bedeutung hat sich verschoben, die der Namengebung zugrunde lag; auf jeden Fall ergibt sich so ein *Widerspruch zwischen Namen und Benanntem.* Es hat sich z. B. mit dem schon angezogenen *wang* folgendes zugetragen: während es in der untern Schweiz sich aus dem lebendigen appellativen immer mehr in den etikettenhaft erstarrten toponomastischen Gebrauch (in Ortsnamen) zurückzog, blieb es in einigen Gegenden, namentlich in den Bergen, viel länger vollsinnig erhalten. Aus dem topographischen Charakter dieser konservativeren *Berg*gegenden wuchs dem Wort, das ursprünglich nur *Gefilde*, *Aue* bedeutete, der Nebensinn von mehr oder weniger *geneigtem*, abschüssigem Gelände zu — so daß *wang* heute da, wo es noch verstanden wird, meist (grasbewachsene) *Hänge* bezeichnet. Damit ist der Widerspruch geschaffen zwischen dem heutigen appellativen Sinn, insofern er überhaupt noch lebt, und der topographischen Lage jener Orte, wo der alte Sinn (= Aue,

[7] Vgl. die Kritik von M. Szadrowsky an dem bündn. Ortsnamenbuch von Kübler: „Teuthonista" IV 1.

ohne den Nebensinn von *geneigt)* namengebend war. Das heißt: die sachlichen (in dem Falle topographischen) Verhältnisse sind die gleichen geblieben, während der sprachliche Gegenwert sich gewandelt hat. Die Realprobe muß hier verneinend ausfallen, wenn man vom heute vorherrschenden Sinn des Wortes „*wang*" ausgeht: an den wenigsten *-wang-* oder *-wangen-*Orten der untern Schweiz wird man geneigtes Gelände festzustellen haben, wie es der gegenwärtige Sprachstand erheischt, der aus der erwähnten topographisch bedingten Spezialisierung des Wortes hervorging. Dieser negative Ausfall wird sich aber als schein-negativer herausstellen, wenn man auf jene ältere Sprachstufe zurückgreift, auf der das Wort noch allgemein lebendig war: ein neuer Wink, wie man immer alle möglichen Umstände bei der Deutung von Ortsnamen zu berücksichtigen hat — wie man bald (so oben) vom Engern, Besondern ausgehen, bald (so hier) auf das Weitere, Allgemeine zurückgehen muß.

Mit dieser Sinnveränderung des Appellativums bei gleichbleibender sachlicher Grundlage des Ortsnamens mag ein anderer Vorgang zusammengestellt werden, der ebenfalls auf Veränderung des Appellativums bei festbleibendem Ortsnamen beruht und ebenso zur Isolierung des Ortsnamens dem lebendigen Sprachstoff gegenüber führt:

5. Das Appellativum hat seine Form verändert. In Walsergebieten kann man noch heute für *Bank*, *Anken*, *Winkel*, *trinken*, *Kunkel*, *getrunken* Formen hören wie *bâch*, *âch*ᵃ (oder *auch*ᵃ*)*, *wîch*ᵃ*l*, *trîch*ᵃ, *chûch*ᵃ*l*, *g*ᵉ*trûch*ᵃ. Diese heute typisch walserische[8] Auflösung von n vor kch (<germ. k) mit Ersatzdehnung war einerseits früher viel weiter verbreitet; anderseits nimmt sie noch heute in bemerkenswertem Maße immer mehr ab und wird in einigen Gegenden, z. B. in Davos, schon geradezu als Kennzeichen der Sprache von älteren Leuten, als eine Art Großväterschiboleth betrachtet: die Formen mit der erwähnten Auflösung werden zusehends von denen ohne Auflösung verdrängt. Ortsnamen, in denen die Gruppe -nkch- vorkommt, sind damit natürlich einer zunehmenden und weitgehenden Vereinzelung ausgesetzt, wenn sie die alte aufgelöste Form, die in ihnen erstarrt, behalten. So besteht im Kanton Uri, der im lebendigen Sprach-

[8] M. Szadrowsky, Walserdeutsch, Chur 1925; — derselbe über Hochalemannische Sprachdenkmäler, „Teuthonista" IV $_{47}$. — K. Bohnenberger, „Teuthonista" IV $_{13}$.

gebrauch die aufgelöste Form schon lange nicht mehr kennt, noch ein Ortsname *Wichel;* ebenda gibt es ein *Wichelhorn*, einen *Wichelpaß*, einen *Wichelplankfirn;* aus Schwyz ist *Wicheli* zu nennen, aus Glarus *Wichlen;* im Entlebuch und in Zug kennen wir ein *Beichli*[9]. Diese Namen sind in den angeführten Gebieten vollständig erstarrt und werden da wohl kaum mehr verstanden. Wir haben dazu ja in der heutigen Mundart ein anschauliches Gegenstück in dem Wort *scheich*ᵃ, das nichts anderes ist als eine alte aufgelöste Form von *schinkch*ᵃ*:* die Bedeutungsdifferenzierung, die zwischen *scheich*ᵃ und *schinkch*ᵃ sich herausgebildet und *scheich*ᵃ zu einem Wort für sich gemacht hat, ist der Grund, weshalb diese alte Form, im neuen Sinn, überleben konnte, nachdem für den alten Sinn längst die unaufgelöste Form *schinkch*ᵃ eingetreten war. Es tritt noch die weitere Komplizierung dazu, daß das Wort *scheich*ᵃ weit über sein altes Verbreitungsgebiet hinaus verbreitet wurde, wohl als affektivische Entlehnung, als „Kraftwort" (Parallelfälle von affektivischer Fremdentlehnung: Mutten *taif*ᵃ*l* für *tîf*ᵃ*l?* – passim *schwein* für *schwî);* die Formen *scheich*ᵃ u. ä. können nur auf einem ganz kleinen Gebiet bodenständig sein, sowohl was den Vokal als was die Entwicklung von nk> ch statt zu nkch anlangt (Id. VIII 974!). — In ähnlicher Weise erhalten sich die Ortsnamen in der alten Form, nachdem die lebendige Sprache längst neue Formen aufgebracht hat. Von dem Augenblick an, da die ausgleichende Tendenz den angedeuteten Vorgang auch bei uns an sein Ende getrieben und sämtliche alten aufgelösten Formen durch die neuen unaufgelösten *(winkchel, bänkch)* ersetzt haben wird, versteht kein Mensch mehr spontan, aus sich, Ortsnamen wie *Bäch* und *Wichel;* aus der nur teilweisen Isolierung, in der sie bisher dank dem erhaltenden Charakter der Mundart standen, fallen sie in eine vollständige. Gerade an dem Beispiel „*Bäch*" sieht man wieder schön, wie vorsichtig man sich zu der offiziellen, geschriebenen Form zu verhalten hat. Es heißt am fraglichen Ort (Safien) *uf bääch:* sowohl die Präposition (uf) als die (allerdings nicht ganz sichergestellte) Länge (ää) deuten auf aufgelöstes *bänkch*, also „auf den Bänken" (mit „Bänken" bezeichnet man nicht ungewöhnlich

[9] „Teuthonista" IV $_{28}$ (im Aufsatz von K. Bohnenberger „Über n vor Reibelaut im Alemannischen mit einem Anhange über nk"). Grundlegendes hierüber von A. Bachmann im „Geogr. Lex. d. Schweiz" Bd. V.

terrassenförmige Stufung im Gelände); dafür gibt aber die geschriebene Form Bäch keine Anhaltspunkte, und der Mundartfremde wird wohl weit eher auf „Bäche" raten. Tatsächlich wäre es auch bei gutem Willen schwer, in der Nomenklatur des Topographischen Atlas (Siegfriedkarte) die genauen Sprechformen, mit Unterscheidung von Länge und Kürze, offenen und geschlossenen Vokalen anzugeben[10]. Man wird sich daher wohl hüten, seine Ortsnamenstudien etwa auf Grund des Topographischen Atlas im stillen Gelehrtenstübchen zu machen. — Neben dieser „formalen" Isolierung auf lautlicher Grundlage ist noch eine andere zu erwähnen, die erst eine eigentlich formale zu nennen wäre: die flexionelle. Seit der Pluralumlaut (gast: gäste) auch in ursprünglich nicht umzulautenden Fällen durchgeführt wurde (hof: höfe), und seitdem die Pluralformen auf -er (kalb: kälber) zu wuchern angefangen haben und ursprünglich nicht dazu gehörige Wörter ergreifen (Bäder, Häuser, Wälder, Felder) — seit dieser Zeit sind die alten Formen in Ortsnamen wie Rhein*felden*, Ob*walden*, Neu*hausen*, *Baden* usw. grammatikalisch isoliert; die betreffenden Namen werden undurchsichtig, man „versteht" sie nicht mehr recht, was im Leben der Sprache immer ein Zeichen von Vereinzelung und Erstarrung ist.

6. Lautliche Entstellung des Ortsnamens. Alle bisher behandelten Fälle beruhten auf einem ganzen oder teilweisen Absterben oder einem Anderswerden des Appellativums, während der Ortsname selber in seiner alten Form erhalten blieb. Von jetzt ab haben wir es mit *Sonderentwicklungen des Ortsnamens* zu tun. Tatsächlich ist, wie schon einleitend gesagt wurde, diese Scheidung eine künstliche und ganz äußerliche: es handelt sich fast in allen Fällen nicht um ein Entweder-Oder im Sinne der getroffenen Einteilung, sondern um ein Sowohl-Als auch; die bisher geschilderten und die noch zu schildernden Vorgänge schließen sich nicht etwa aus, sondern summieren sich im

[10] s. z. B. die „Instruktion zur Aufzeichnung und Orthographie der Orts- und Flurnamen bei Katastervermessungen und Grundbucherstellung" im Kanton Zürich, 1916. Hier wird phonetische Aufzeichnung der gesprochenen mundartlichen Namenformen verlangt; ähnliche Vorschläge für das gesamtschweizerische Gebiet, die Prof. A. Bachmann, der als Leiter des Schweiz. Idiotikons ja an der Quelle sitzt, 1916 anläßlich der 5. Versammlung der kantonalen Katasterorgane machte, fanden meines Wissens bis jetzt nur theoretische Zustimmung.

Gegenteil. Wenn ein Ortsname durch einen der bezeichneten Prozesse — Untergang des Appellativums, Überschichtung durch eine neue Sprache, Beschränkung des Appellativums auf eine enger begrenzte Mundart, formale oder bedeutungshafte Veränderung desselben — aus den lebendigen Sprachzusammenhängen, in denen er wurzelte, losgelöst wird, so geht ihm gleichsam eine heilsame bewahrende Kontrolle und Rückendeckung verloren: der Systemzwang, der sonst zusammengehörige Wörter bindet, fällt hier weg; der Ortsname steht unversehens gleichsam in der Luft und ist jedem Windzug und jeder Verkrümmung ausgesetzt. So hat gleich das allererste Beispiel gezeigt, wie unsicher solche entwurzelten Ortsnamen werden: neben *Sibelmatte*, das noch einigermaßen in der geraden Linie der Entwicklung liegt, stehen *Sibermatte*, welches Vertretung des l durch das lautnahe r zeigt, und *Silbermatte*, wo ein neuer Sinn untergeschoben ist. — Wie stark *romanische Namen im deutschen Munde* der Entstellung ausgesetzt sind, weiß jeder Bündner: hier wirkt nicht nur, negativ, das Fehlen appellativer Zusammenhänge (nämlich sobald das Romanische dem Deutschen in einer Gegend ganz gewichen ist), sondern auch das Bestreben, die fremden, deutscher Zunge ungewohnten Laute der neuen Sprache anzupassen, sei es bloß lautlich (man findet dazu reichliche Beispiele in der oben erwähnten Schrift von Prof. Pult), sei es auch dem Sinn nach (*monasterium* > *Monstein*, wo wenigstens ein halber deutscher Sinn hineingelegt ist). Mit solchen „Substitutionen" hat man überall da zu rechnen, wo unter der gegenwärtigen Sprachschicht eine ältere liegt; die Schwierigkeit besteht hier darin, daß solche Angleichung an die jüngere Schicht dem Forscher, falls er keine älteren Belege in Händen hat, Sand in die Augen streut, d. h. ihm die richtige Fährte verdeckt. Es entsteht eine Schein-Leichtigkeit, die von der eigentlichen Lösung mehr entfernt als ihr näher bringt. — Von anderer Art, aber noch folgenschwerer, ist folgender Umstand. Schon die rein schematische Besprechung der Bildungsweise der Ortsnamen, dann manche der bisher angeführten Beispiele haben deutlich gemacht, welche hervorragende Rolle bei den Ortsnamen die *Zusammensetzung* spielt: wird doch ein sehr großer Teil der Ortsnamen, aus der Notwendigkeit schärferer Bestimmung heraus, zweigliedrig (Hitzen Boden). Diese Feststellung ist darum wichtig, weil mit einer solchen Bildungsweise eine ganz besondere

akzentuelle Struktur zusammenhängt. Da nämlich Haupt- und Nebenton sich auf die Stammsilben der beiden Kompositionsglieder verteilen (Fráuenkìrch), fällt, was dazwischenliegt, in eine Tonniederung (Minimum); diese lautschwache Stellung zwischen Haupt- und Nebenton nun hat schon in den allerältesten Zeiten unserer Sprache zu Störungen geführt: Ausgleichungen, Angleichungen und Schwund sind in solcher Position die Regel, in Ortsnamen noch mehr als in der übrigen Sprache, eben weil diese der bindenden Kraft des allgemeinen Sprachzusammenhanges am frühesten verlustig gehen. So gibt Förstemann in seinem stofflich grundlegenden Buch über „Die deutschen Ortsnamen" für die Mittelsilbe *-els* (z. B. in Wittelsbach, Adelshausen) über 10, für *-ers* (z. B. in Gundersheim, Volkersdorf) gar über 25 verschiedene Quellen an: also 25 Lautgruppen, die infolge ihrer tonschwachen Stellung in eine und dieselbe Form zusammengefallen sind! — Nehmen wir dazu die, allerdings geringere, *Verwitterung der Endsilben*, dann werden so verstümmelte Namen wie Zollikon (<Zollinghoven) oder, um einen auch in Graubünden nicht fremden Namen zu nennen, Berlepsch (<Berahtleibeshuson) nicht mehr allzu stark verwundern. Daß in Graubünden die wenigen deutschen Ortsnamen noch verhältnismäßig unversehrt dastehen, hängt mit ihrer Jugend zusammen; auch mögen einige andere Ursachen mitgespielt haben, wie Akzentverhältnisse. Die germanische Erstsilbenbetonung nimmt ja bekanntlich von Nord nach Süd merkbar an Intensität ab. Die wenigen angeführten Beispiele wurden darum aus weiterer Ferne beigebracht, um die allgemeine Richtung der Entwicklung recht deutlich zu machen. Der Zweck dieses Abschnittes wäre erfüllt, wenn auch der sprachwissenschaftliche Laie und Liebhaber einsähe, wie schwer, ja unverantwortlich es ist, die Frage nach der Bedeutung eines Ortsnamens „aus dem Kopf" zu beantworten — und wenn erneut die außerordentliche Wichtigkeit älterer Formen, die Stufe um Stufe hinableiten können, erwiesen wäre.

7. Die Ellipse. Es ist schon erwähnt worden, wie oft zur nähern Bestimmung eines Ortsnamens ein Personenname beigesetzt wird: *Hitzen Boden*, *Paulsch Läg*ᵃ*nd*ᵃ, *Müllarsch Gufar*. Nicht selten tritt nun der Fall ein, daß das eigentliche Grundwort weggelassen wird und nur das Bestimmungswort im Genitiv erhalten bleibt; so sind Namen zu erklären wie *uf Balmisch*, *uf*

Niggsch. – Neben dieser *Genitiv-Ellipse*, die in gewissen Gegenden geradezu wuchert (in Deutschland die vielen Namen wie Burkhards, Helmbrechts, Schumanns, wo überall ein „-haus", „-hof" oder Ähnliches zu ergänzen ist), steht, mit viel allgemeinerer Bedeutung, die *dativische Ellipse*. Wie so oft in sprachlichen Sachen, zeigen hier Berggegenden noch ein Nebeneinander, das in der Ebene längst zum Nacheinander auseinandergeblättert ist; man stelle nur gegenüber: *i gân zur Frauᵃchilchᵃ* — nach Frauenkirch; *er isch bi dᵃr Frauᵃchilchᵃ* — in Frauenkirch, und viele entsprechende Paare in unsern Walsertälern. Genau so lebendig appellativ wie diese Namen in unsern Mundarten wurden früher alle Ortsnamen gebraucht, bei denen sich heute allgemein die zweite etikettenhafte Form, ohne den Artikel und mit den verwaschensten Präpositionen, durchgesetzt hat: die vielen Dativspuren (-wangen, -hofen, -hausen) sind nur so zu erklären. Ein Romanist würde ähnliche Tatsachen für Akkusativspuren, von einem alten *ad* abhängig, festzustellen haben. (Wie das -s in deutschen Namen, deren romanische Entsprechung keines hat, zu erklären ist, bleibt noch unklar; vgl. Thusis: Tusa, Flims: Flem, Brigels: Brail, etc.; in diesen Zusammenhang gehört ja auch das eben folgende Beispiel.) Auch dieser Vorgang belegt die fortschreitende *Erstarrung* der Ortsnamen: wie weit sich z. B. *Klosters* von seiner lebendig verständlichen Form, die in der Mundart *bim Chloschter* lautet, entfernt hat, zeigt das -s in der offiziellen, mehr und mehr überwiegenden Form. Die Ortsnamen verlieren den Zusammenhang mit dem Boden, aus dem sie hervorgegangen sind; sie werden immer eindeutiger zu bloßen Aufklebadressen. Dieser selbe Vorgang, dessen sprachliche Bedingungen bisher wenigstens im großen aufgezeigt wurden, erhält von der entgegengesetzten Seite her oft Nahrung, nämlich von den sachlichen Verhältnissen, auf die eben in diesem Zusammenhang noch ein Blick zu werfen ist.

8. Realveränderungen. Wo zur Zeit der Namengebung ein Wald stand, liegen heute oft Felder und Äcker; wo damals ein besonders auffallender Baum einer ganzen Gegend ein eigenes Gepräge und den Namen verlieh, stehen heute möglicherweise Häuser an Häusern; Bäche, nach denen anliegende Dörfer genannt sind, können später durch Ableitung oder sonstwie verschwunden sein, während der Name, der auf sie Bezug

nahm, überlebt. Viel häufiger noch verändern sich Kulturverhältnisse: Wein- und Ackerbau sind an vielen Orten, wohl eher wegen zu geringer Rentabilität als wegen nachträglicher Klimaverschlechterung, zurückgegangen oder gar verschwunden; Industrien sind im Laufe der Zeiten eingegangen, Höfe und selbst größere Siedlungen ausgestorben oder sonst verlassen, Besitztümer in andere Hände gekommen, ohne indes den Namen des ersten Besitzers abzutun. Die Folge ist, daß *die Probe auf Übereinstimmung von Namen und Realverhältnissen nicht mehr stimmt*, daß ein Bruch eintritt zwischen Bezeichnetem (Ort) und Bezeichnendem (Namen), und daß dadurch die Deutung vielfach erschwert und durchkreuzt wird. An Beispielen fehlt es in Graubünden keineswegs, auch wenn man nur solche Namen anführen will, die noch durchsichtig, wenn auch nicht mehr „zutreffend" sind; die folgenden Beispiele sind sämtlich aus einem so engen Gebiet, wie die Gegend des untern Unterschnittes es ist, genommen. *Schmelzboden*, *Erzberg* reden noch deutlich genug, obwohl die Metallgewinnung in der Gegend nicht mehr betrieben wird; vom *Schwob*ᵃ*tobel* wird von Einheimischen die Deutung gegeben, daß hier Erzminen von Schwaben ausgebeutet worden seien. — *'s Hêra Staf*ᵃˡ, *'s Pfru*ᵃ*ndwîsli*, *'s Pfaffaloch:* diese Namen sollen von ehemaligen Rechten des Pfarrherrn zeugen, wenigstens die zwei ersten; *Welkersch Ställi*, *Jodernaloch*, *uf Balmisch*, *Wissigen Boden* enthalten Besitzerangabe mit Namen, die zum Teil heute in der Gegend ausgestorben sind: die Benennung bleibt trotzdem, genau wie es noch heute *Hitzen Boden* heißt, trotz veränderten Besitzverhältnissen; denn aus der sinnvollen *Verhältnis*bezeichnung (Besitzer etc.) ist längst eine erstarrte *Etikette* geworden, die fast an das Wesen der abstrakten Zahl angrenzt. Es ist überflüssig, die reichlich herbeifließenden Beispiele alle zu erwähnen: man sieht daraus nur, wie selten eine Regel in der Ortsnamenforschung ohne Einschränkung bleibt — so hier diejenige der nötigen Übereinstimmung von Name und Realbefund; auch hier kann in vielen Fällen nur geduldiges Nachforschen in Lokalhistorie und Aufmerksamkeit auf solche Sachen beim Durchblättern alter Urkunden helfen, ja oft wird erst ein zufälliger Fund eine sichere Lösung ermöglichen. Denn es wäre doch wieder falsch, sich nun endgültig bloß auf den sprachlichen Befund zu stützen und bei negativem Ausfall der Realprobe kur-

zerhand Realveränderung anzunehmen: zu den früher behandelten sprachlichen Entstellungen und Verschiebungen kann endlich eine letzte treten, die über alle sprachlichen Schwierigkeiten einen verhüllenden Schleier legt — d. h. sie nicht löst, sondern nur noch stärker verwickelt:

9. Die Volksetymologie. Ein erstes Beispiel von „Volksetymologie" ist uns gleich am Anfang in der Form *Silbermatte* für Sibelmatte begegnet; das gleiche Wort ist volksetymologisch umgedeutet, wenn es in Nürnberg einen *Simmelturm* gibt und man diesen „*runden* Turm" auf den Personennamen *Simon* bezieht[11]. Damit sind die hauptsächlichsten Zusammenhänge aufgedeckt: nämlich diejenigen, welche zwischen der Isolierung des Ortsnamens und der nun hier zu besprechenden Erscheinung ursächlich bestehen. Tatsächlich ist die „Volksetymologie" das *Gegengewicht gegen die Isolation*, ja recht eigentlich ein Gegenschlag gegen diese. Was in Ortsnamen an sprachlichem Stoff durch einen oder mehrere der bis dahin geschilderten Vorgänge vom lebendigen gegenwärtigen Sprachkörper irgendwie abgeschnitten wurde, der Vereinzelung und dem Nichtverständnis anheimzufallen drohte: das sucht der Redende wieder irgendwo anzuknüpfen, es wieder mit dem täglich noch gebrauchten Sprachschatz in Verbindung zu bringen. Wenn im Laufe einer langen Entwicklung allmählich sämtliche Maschen um den fraglichen Namen herum gelockert und schließlich gefallen sind, dann werden durch das redende Volk neue geknüpft: das ist „Volksetymologie". Falsch kann man sie nur in dem Sinne nennen, als sie die eigentliche historische Herleitung eines Namens nicht trifft, also im Sinne der historischen Sprachwissenschaft. Verächtlich von ihr zu reden, würde jedoch nur von einer ganz einseitigen, überlebten Einstellung zu sprachlichen Dingen zeugen: ist doch die Volksetymologie mit ihrem Bestreben, Erstarrendes neu zu beleben, Vereinzeltes neu zu verbinden, eines der schönsten Beispiele für die gegenwärtigen, in der jeweiligen lebendigen Sprache wirkenden Kräfte und verdient darum die hellste Aufmerksamkeit der „statischen" Linguistik, wie sie Prof. Bally im Gegensatz zur historischen nennt. — Wenn nun aber, wie eben ausgeführt wurde, die Volksetymologie der Absicht nach am Gegenpol der früher besprochenen Erscheinungen steht, eben als

[11] Lexer: Mittelhochd. Handwörterbuch.

Verknüpfung entgegen jener Isolation, so deckt sie sich mit ihnen den *Folgen* nach durchaus, ja sie setzt der Entwicklung, die von jenen begonnen wurde, erst recht die Krone auf: d. h. *die eigentliche Herkunft des betroffenen Ortsnamens wird durch sie endgültig verdeckt;* was bisher abgelöst, fast beziehungslos war und gerade dadurch alle Vorsicht und den Scharfsinn des Ortsnamenforschers herausforderte, bekommt jetzt eine durchsichtige, aber historisch falsche Verknüpfung, die gerade durch ihre scheinbare Klarheit die nötige Vorsicht einschläfert. Mit *Sibelmatte* oder *Sibermatte* wird sich niemand zufrieden geben, sondern alle Gelegenheiten suchen, in die Tiefe zu graben, um zu den Wurzeln zu kommen – wogegen die volksetymologische Form *Silbermatte* (von der allerdings erst Vorboten, und schüchtern genug, auftreten) gar manchen Leichtgläubigen, der mit den Tücken der Ortsnamengeschichte wenig vertraut ist, in die Irre führen wird. Die Verhältnisse verwickeln sich hier sehr oft durch einen weiteren Umstand. Es ist leicht denkbar, daß in solchen Fällen, die ja zunächst wohl nur aus formal-lautlichem Anknüpfungsbedürfnis hervorgehen, *nachträglich ein historischer Grund konstruiert* wird; von der Volksetymologie *Silbermatte* ist der Schritt zur Verknüpfung mit Namen wie *Erzberg*, *Schmelzboden* und einem entsprechenden gemeinsamen Sachuntergrund nicht mehr gar groß. Bekannt ist ja, was für enge Fäden zwischen dem Namen der Stadt *Bern* und ihrem Wappentier, dem Bären, sich volksetymologisch gesponnen haben. Es ist Zeit, die Lehren, die sich für den Ortsnamenforscher aus dieser etwas ausgedehnten Betrachtung der Volksetymologie ergeben, zu ziehen. Vor allem muß man auch hier wieder darauf dringen, die heutige Form eines Namens nur als Anstoß zu betrachten, im übrigen aber so reichlich als möglich Belege aus früherer Zeit herbeizuschaffen und von der vergleichenden Betrachtung dieser auszugehen. Freilich darf man nicht den älteren Beleg schlechthin als den besseren ansehen: wer bürgt denn dafür, daß nicht gerade ein früherer Kopist den Namen aus Unwissenheit oder aus Halbwissen (das hier eine Rolle spielt, die man vielleicht viel zu niedrig anschlägt!) „fälschte", d. h. deutend zurechtbog? Gerade in dieser Hinsicht sind ja die älteren Zeiten im allgemeinen viel unbesonnener vorgegangen als die heutige. Immer ist der einzelnen Form, sei sie nun neu oder alt, mit Vorsicht zu begegnen. Der

gleiche Grundsatz gilt gegenüber geläufigen anekdotischen und sog. historischen Deutungen; man darf es geradezu so formulieren: große Durchsichtigkeit auf den ersten Blick hat bei Ortsnamen um so mehr als Verdachtsgrund zu gelten, wenn sich Sagen und Anekdoten daran knüpfen; diese sind meist ein Verlegenheitsbehelf.

Wenn hier vor allem die zahlreichen Schwierigkeiten der Ortsnamenforschung gezeigt wurden — und es wurden nicht alle aufgezählt! —, so soll dadurch niemand von diesem schönen Zweig der Sprachwissenschaft abgeschreckt werden, am wenigsten der Liebhaber, der hier in mancher Weise sich sehr verdient machen kann, namentlich eben durch treue Sammeltätigkeit. Es ist ja gezeigt worden, wie wichtig hier urkundliche und alte mundartliche Formen sind: hier ist für den Lokalhistoriker ein weites und dankbares Arbeitsfeld. Es war mehr die Absicht, die Grenzen sichtbar zu machen, die jedes Teilwissen sich hier gesteckt sehen muß und deren Nachteile nur durch Zusammenarbeit der verschiedenen an sich zu stark spezialisierten beteiligten Einzelwissenschaften ausgeglichen werden können. Auch kann vielleicht ein solches absichtlich starkes Herausstellen der häufigsten Gefahren den einen oder andern vor ihnen bewahren.

Aus der Baugeschichte des Schlosses Ortenstein.

Die urkundlich belegbare Geschichte des Schlosses Ortenstein reicht nicht über das 14. Jahrhundert zurück. Seine ersten Besitzer waren die Freiherren von Vaz. Den Grundstock der Vazischen Besitzungen im Domleschg bildete die Erwerbung von Altensüns und Neuensüns aus dem Nachlaß einer schon frühe ausgestorbenen Familie dieses Namens. Hier, auf Schloß Sins (apud castrum Sunnes) wohnte wahrscheinlich Walther IV. von Vaz, jedenfalls dessen Witwe samt Kindern, was aus einem am 2. April 1285 gefertigten Schenkungsbrief hervorgeht. Zu diesem Besitze kam — vorerst 1275 pfandweise, dann gegen Ende